

Getreidemarkt 9

Baubeginn: 1862

Architekt: Karl Pihál * 10.04.1822 - † 19.12.1878

Bildquelle: MA19. 2010

Auf dem großen Gelände zwischen Lehargasse, Getreidemarkt und Gumpendorfer Straße befinden sich mehrere Gebäude der technischen Universität Wien. Einst lag hier der *Jesuitenhof auf der Laimgrube*. Dieser bestand aus einem weitläufigen, zweistöckigen Hauptgebäude und vielen Nebengebäuden mit Garten. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens ging der Jesuitenhof 1776 in den Besitz des Hofkriegsrates über.



In den Jahren 1862 bis 1864 erbaute Karl Pihál an dessen Stelle das ehemalige Geniedirektionsgebäude, das sich direkt am Getreidemarkt befindet. Zusammen mit dem ebenfalls ursprünglich militärischen Zwecken dienenden Gebäude des Laboratoriums für Chemie und Maschinenbau in der Lehargasse 4 und dem ehemaligen Hofkulissendepot in der Lehargasse 6 und 8 bildet es ein Ensemble ärarischer Zweckbauten. 1868 wurde das Geniewesen mit dem Artilleriekomitee vereint und in technisches Militärkomitee umbenannt.

Der dreigeschoßige, allseits freistehende Bau besitzt zum Getreidemarkt hin eine repräsentative Fassade und ist dem Frühhistorismus verpflichtet. Der viergeschoßige Mittelrisalit wird durch Balkons, Trophäenreliefs und einem Attikaaufsatz mit Doppeladler besonders hervorgehoben. Die Fassade des kubischen Baukörpers hingegen wird durch kräftige Kanten, Quaderung, Nutung, Parapetreliefs und ein Konsolgesims akzentuiert. Die Einfahrt ist durch Lisenen gegliedert und weist im Inneren eine Gedenktafel für den Chemiker Max Bamberger auf. Das Gebäude steht unter Denkmalschutz.



Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Gebäude nicht mehr militärisch benötigt und ist seit 1927 einer der Standorte der Technischen Universität. Hier befinden sich die Institute für Technische Chemie, Verfahrenstechnik und Umwelttechnik. Hinter dem historischen Gebäude entstanden zahlreiche moderne Bauten für diesen Zweck. Darunter ist ein 1965 bis 1970 von Karl Kupsky errichtetes Hochhaus besonders auffällig, das nach seiner Adaptierung nunmehr das größte Plusenergie-Bürohaus Österreichs ist. Ein Vorbau vor dem Chemiehochhaus beheimatet das Auditorium maximum der Technischen Universität.

Chemieinstitut. Bildquelle: MA19. 2010

Hinter dem historischen Geniedirektionsgebäude steht eine moderne Skulptur von *Barbara Valenta* als Denkmal für Ferdinand Porsche¹.

¹ **Ferdinand Porsche** (* 3. September 1875 in Maffersdorf (Böhmen); † 30. Januar 1951 in Stuttgart) war ein österreichischer, tschechoslowakischer und deutscher Automobilkonstrukteur und Gründer der Firma Porsche in Stuttgart.

Porsches Rolle im Dritten Reich

Im Jahr 1934 legte Ferdinand Porsche auf Drängen Hitlers die tschechoslowakische Staatsangehörigkeit ab und nahm die deutsche an.

Porsche wurde 1937 Mitglied der NSDAP (Mitgliedsnummer 5.643.287). 1938 wurde er zusammen mit Ernst Heinkel, Willy Messerschmitt und Fritz Todt mit dem 1937 von Hitler neu gestifteten Deutschen Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet. 1938 erhielt er das Ehrenband der Burschenschaft Bruna Sudetia Wien, bei dem auch sein Schwiegersohn Anton Piëch Mitglied war. Auch hatte er den „Anschluss“ Österreichs befürwortet.

1940 wurde Porsche zum Honorarprofessor an der Technischen Hochschule Stuttgart ernannt. Als SS-Oberführer wurde er Ende Januar 1942 in die Allgemeine SS übernommen, was ihn nicht daran hinderte, bei allen Anlässen in Zivil gekleidet zu sein. Außerdem wurden ihm 1942 das Kriegsverdienstkreuz I. Klasse und im März 1944 der Totenkopfring des Reichsführers SS verliehen.^[21] Der Totenkopfring galt zu diesem Zeitpunkt aber nicht mehr als hohe Auszeichnung.

Porsche, 1939 zum Wehrwirtschaftsführer ernannt, engagierte sich stark in der Kriegsindustrie. Im gleichen Jahr wurde er mit der Grashof-Denk Münze des Vereins Deutscher Ingenieure ausgezeichnet. Von 1941 bis 1943 wurde er zum Vorsitzenden der Panzerkommission – eine Spitzenposition in der Kriegswirtschaft – bestellt. Später wurde er in den Rüstungsrat berufen. Als Hitlers Lieblingsingenieur war er unter anderem an der Entwicklung des Panzerkampfwagen VI Tiger beteiligt. 1942 übernahm Ferdinand Porsche die Schirmherrschaft über die Prüf- und Versuchsabteilung (Pruva), der "Krafftfahrtechnischen Lehranstalt der Waffen-SS" (KTL) in der SS-Kaserne Wien-Schönbrunn. Die "Pruva" der KTL Wien betrieb unter anderem im Volkswagenwerk in der Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben eine Außenstelle, welche sich mit der Weiterentwicklung des schwimmfähigen Volkswagens Typ 166 befasste.

Auf den Fahrwerken von Porsches Prototypen wurde schließlich der nach ihm benannte Panzerjäger Ferdinand aufgebaut. Der lediglich in Kleinserie produzierte Ferdinand war zu schwer für den von Porsche konzipierten petro-elektrischen Antrieb, dessen Störanfälligkeit dazu führte, dass mehr Exemplare aufgegeben als im Kampf zerstört wurden. Zuletzt entwickelte er noch den überschweren Panzerkampfwagen VIII Maus, der über das Stadium zweier Prototypen nicht hinaus kam. Um seine Ziele zu erreichen, war Porsche stets bereit, alle Mittel in Anspruch zu nehmen, die das NS-Regime ihm bot, und alle persönlichen Kontakte zu Hitler und Himmler zwecks Unterstützung zu aktivieren. Mit großer Loyalität, nicht uneigennützig, setzte er damit seine großen Fähigkeiten auch für die Kriegspolitik der NS-Diktatur ein.^[4] Für den weiteren Ausbau des Werkes im Krieg als Rüstungsbetrieb forderte Porsche im Oktober 1941 als einer der ersten Wirtschaftsführer beim Reichsführer SS Heinrich Himmler persönlich sowjetische Kriegsgefangene als Zwangsarbeiter an. 1942 bestellte er bei Hitler selbst KZ-Häftlinge zum Bau einer neuen Leichtmetallgießerei bei VW. Etwa 20.000 Menschen – zwei Drittel aller während des Zweiten Weltkriegs im VW-Werk Arbeitenden – waren Zwangsarbeiter aus Polen, der Sowjetunion, Italien, Frankreich, Belgien und den Niederlanden sowie deutsche „Wehrmachtstrafgefangene“ und Häftlinge des KZ Arbeitsdorf. Letzteres bestand von 1942 bis 1945 in Wolfsburg. Unvollständige Listen zufolge kamen in Wolfsburg etwa 500 Kriegsgefangene, Verschleppte und KZ-Häftlinge ums Leben. In Rügen, nahe den VW-Werken, ließ die Betriebsleitung, also auch Porsche, eine „Ausländerkinder-Pflegestätte“ für die Kinder der Zwangsarbeiter errichten – wie es Fritz Sauckel als Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz angeordnet hatte. Hunderte Kinder starben, kaum eines überlebte. Der SS-Arzt Hans Körbel, der deswegen als Kriegsverbrecher angeklagt und am 7. März 1947 im Zuchthaus Hameln hingerichtet wurde, sagte in seinem Prozess, dass er Porsche Ende 1944 auf einer Direktorenkonferenz über die Situation in dem „Heim“ in Kenntnis gesetzt habe. Soweit bekannt, unternahm Porsche nichts.

„Noch im Februar 1945 ließ Porsche KZ-Opfer aus Buchenwald herbeischaffen. Sie sollten in Eschershausen bei Holzminden die Stollen ausbauen, in die er seine Rüstungsproduktion verlegen wollte“, schreibt die Frankfurter Historikerin Ursula Krause-Schmitt. Mommsen schreibt zu diesem Zeitraum: *„Ferdinand Porsche war zuletzt am 11. Januar 1945 in der Stadt des KdF-Wagens*

Bildquelle: Bilder_und_Videos/Bilder_Wien/1060_Gedenk-
tafeln/3248. 2019



gewesen und zog sich offensichtlich resigniert nach Österreich zurück, wo er das Kriegsende auf dem Schüttgut in Zell am See erlebte“.

Quellen:

Wolfgang Graf: *Österreichische SS-Generäle. Himmlers verlässliche Vasallen*. Klagenfurt/Ljubljana/Wien 2012, S. 383.

Viehöver: *Ferdinand Porsche*. 2009, S. 243.

Andreas Haka: *Soziale Netzwerke im Maschinenbau an deutschen Hochschul- und außeruniversitären Forschungseinrichtungen 1920–1970*. Logos, Berlin 2014, ISBN 978-3-8325-3695-4, S. 150–155.

Witich Rossmann, Joachim Schmidt-Sasse: *Vorkrieg 1935–1939*. Elefanten Press Verlag, Berlin 1989

Hans Mommsen, Manfred Grieger: *Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich*. Econ Verlag, Düsseldorf 1996, S. 939 und 940

Und noch eine andere Gedenktafel findet sich an der Hinterseite:

Maximilian Georg Matthias Bamberger (* 7. Oktober 1861 in Kirchbichl, Tirol; † 28. Oktober 1927 in Wien) war ein österreichischer Chemiker.²



² Bamberger, Sohn des Sudhüttenverwalters Matthias Bamberger, besuchte von 1872 bis 1879 die Staats-Oberrealschule in Salzburg und studierte von 1879 bis 1883 an der k. k. technischen Hochschule in Wien. Im Juli 1884 erhielt er dort die Approbation für das Lehramt (Chemie an Oberrealschulen und Physik an Unterrealschulen). Anschließend lehrte er Chemie und Physik unter anderem an der Realschule Wien II und später an der Rainer'schen Privat-Unterrealschule im III. Bezirk und an einer gewerblichen Fortbildungsschule.

Nach Inanspruchnahme eines Staatsstipendiums an der Chemisch-technischen Versuchsanstalt des k. k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie war Bamberger von April 1887 bis Mai 1888 Assistent von Hugo Weidel an der k. k. Hochschule für Bodencultur in Wien. Gemeinsam mit Weidel entstand eine seiner ersten wissenschaftlichen Veröffentlichungen, *Studien über Reactionen des Chinolins*, die Anfang 1888 in einer Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vorgetragen wurde.

1888 ging Bamberger zurück an seine Alma Mater, die k. k. technische Hochschule, an der er von nun an bis an sein Lebensende tätig war. Zunächst wirkte er als Assistent von Alexander Bauer, als Präparator und Adjunkt. Nach seiner 1891 in Gießen erfolgten Promotion zum Dr. phil. wurde er 1892 zum Privatdozenten für organische Chemie, 1900 zum ao. Professor der Enzyklopädie der technischen Chemie und Agrikulturchemie und schließlich 1905 zum o. Professor für anorganische Chemie und Enzyklopädie der technischen Chemie ernannt. Mehrmals war er Dekan der chemischen Fakultät, 1916/17 zudem Rektor der Hochschule. In seiner Antrittsrede dozierte er *Über den Wert chemischer Forschung für die Wehrkraft*.

Bamberger veröffentlichte mehr als 50 wissenschaftliche Abhandlungen, vor allem in den *Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien*. Nach kleineren Arbeiten zur Papierherstellung mit Rudolf Benedikt (1852–1896) arbeitete er ab 1890 mit Anton Landsiedl (1861–1929), Emil Vischner und später Herbert von Klimburg an einer Reihe von Veröffentlichungen zu Überwallungsharzen von Nadelbäumen. Für die 2. Auflage von Julius Wiesners Standardwerk *Die Rohstoffe des Pflanzenreiches: Versuch einer technischen Rohstofflehre des Pflanzenreiches* (Leipzig 1900 und 1903) verfasste er den chemischen Teil des Kapitels über Harze. Für seine Forschungen zu Harzen erhielt Bamberger 1919 den Haitinger-Preis der Akademie.

Mehrfach publizierte Bamberger seit 1896 auch zu radioaktiven Quellen in Österreich, teilweise gemeinsam mit Landsiedl, Karl Krüse und Heinrich Mache. Mit seinem Schüler Arthur Praetorius (1878–nach 1950) forschte er zu den Eigenschaften des Farbstoffs Anthragallol (Anthrazenbraun). Ab 1904 folgten mehrere Abhandlungen über ein Gastauchgerät, das er gemeinsam mit Friedrich Böck (1876–1958) und Friedrich Wanz entwickelt hatte und für das er insgesamt 26 Patente registrierte, vor allem zu chemischen Verfahren der Regeneration der Atemluft mittels Alkalihydroperoxiden.

In den 1920ern entstanden verschiedene mineralogische Abhandlungen gemeinsam mit Roman Grengg (1884–1972) und Georg Weissenberger (1887–nach 1930). Gemeinsam mit Josef Nußbaum (1877–1955) forschte er im Ersten Weltkrieg zu stickstofffreien Sprengstoffen aus Wasserstoffperoxid und in den 1920er Jahren zu den Auswirkungen der Rauchgasemissionen von Industriebetrieben auf die Vegetation.

Neben seiner Hochschultätigkeit war Bamberger 1908 Mitglied des Patentgerichtshofs, seit 1912 Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina in Halle, von 1913 bis 1917 Fachkonsulent des Technischen Museums für Industrie und Gewerbe, Mitglied der Sprengmittelkommission des k.u.k. Technischen Militärkomitees und seit 1924 Vizepräsident der Urania. Er war Mitglied der internationalen Atomgewichtskommission und der Kommission für die Erteilung des Chemie-Nobelpreises.

Bamberger war seit 1902 mit Minie Bauer, einer Tochter seines Lehrers Alexander Bauer, verheiratet.

Seine Verdienste sind vielfältig, v.a. sein *Versuch einer technischen Rohstofflehre des Pflanzenreiches* (Leipzig 1900 und 1903), darinnen der chemischen Teil des Kapitels über Harze. Für seine Forschungen zu Harzen erhielt Bamberger 1919 den Haitinger-Preis der Akademie.

Das Audimax der TU Wien

Baujahr 1965

Architekt: Karl Kupsky



Bildquelle: MA19. 2010

HTU Cinestudio, (1990 – 2012) 1060 Getreidemarkt 9
Fassungsraum: 620 Sitzplätze

Im *Audi-Max der Technischen Universität Wien* wurden erlesene 35-Millimeter- oder 16-Millimeter-Filme gezeigt. Im Monat fanden mehrere Vorstellungen statt. Die Filme waren zum günstigen Eintrittspreis von einheitlich 5 Euro zu sehen.

Das Kino im Audi-Max gibt es seit 2012 nicht mehr, denn der Hörsaal mit 620 Sitzplätzen wurde abgerissen und neugebaut. Jetzt sind es zwei Hörsäle, ein kleiner und ein großer. Der Bund weigerte sich die 200.000 Euro für eine neue Kinoanlage zu bezahlen und will vorerst die sehr alte Kinoanlage in 1040 Gußhausstraße 25, altes Institut für Elektrotechnik (errichtet 1903) langsam wieder herrichten. Dieses Vorhaben stößt auf gewisse Skepsis, denn auch dort sind die Adaptierungskosten sehr hoch.

Die *Gußhausstraße 25* war früher ein zweiter Kinostandort des HTU-Kinos, wo hauptsächlich österreichische Filme präsentiert wurden und auch die berühmt berüchtigten *Horrorfilmwochen* stattfanden. Nach einem technischen Umbau fehlten aber plötzlich die kinonotwendigen Adaptierungen. Deshalb musste der Kinostandort schließen und die dort aufgeführten Filmreihen ins Audi-Max verlegt werden.

Die beiden 35mm-Projektoren (*Friedl Chalupka Maschinen*, noch gute alte österreichische Produktion) sollen versteigert werden, da sie noch mit Asbest zur Abspielung von Nitrofilmen ausgekleidet sind, Solches ist aber heute ohnedies nicht mehr erlaubt!³

³ Manfred Rakousky (2013), langjähriger künstlerischer Leiter des HTU-Kinos.